

RICHARD TEUTSCH

Eine kleine Dorfgeschichte

Erinnerungen an Faschismus,
Krieg und alles, was danach kam



KURTINIG – EINE KLEINE DORFGESCHICHTE

25 Jahre danach

Vor fünfundzwanzig Jahren hatten wir unseren Vater Richard darum gebeten, einige Geschichten aus seinem Leben aufzuschreiben. Zu Weihnachten 1992 war es dann soweit. Das Büchlein mit dem Titel „Eine kleine Dorfgeschichte – Erinnerungen an Faschismus, Krieg und alles, was danach kam“ wurde in kleiner Auflage gedruckt und als Weihnachtsgeschenk an Kinder und Enkelkinder verteilt.

Da die Erzählungen nicht nur für die Familie, sondern auch für alle an der Dorfgeschichte interessierten Menschen wichtig sind, haben wir nun das Büchlein digitalisiert und damit allgemein zugänglich gemacht.

Der Text ist unverändert geblieben, lediglich ein Zeitungsartikel über Geschichte und Tod seines Bruders Hermann ist als Anlage hinzugefügt worden.

Wenige Jahre nach der Erstausgabe des Büchleins hatte Richard einen schweren Arbeitsunfall mit Schädelhirntrauma. Nach mehreren Monaten im Koma ist er wieder zum Leben zurückgekehrt, doch ein Teil des Gedächtnisses war weg und daher konnte und kann es zu den Geschichten keine Ergänzungen und Erweiterungen mehr geben.

Auch unsere Mutter, Rosa Zanol, hat einige Jahre später Geschichten aus ihrem eigenen Leben aufgezeichnet: „Lebensgeschichten aus älteren und jüngeren Zeiten“; auch dieses Büchlein ist über Internet zugänglich.

<http://www.arnoteutsch.org/wp-content/uploads/2014/10/Rosa.pdf>

Beide Büchlein geben Einblick in die Geschichte des letzten Jahrhunderts; Persönliches wird Teil des politischen Geschehens und daher auch für eine breitere Öffentlichkeit interessant.

In diesem Sinne wünschen wir allen, die sich damit befassen wollen, eine gute Lese-Reise in die Südtiroler Vergangenheit.

WEIHNACHTEN 1992

Unser Vater Richard hat uns Kindern kaum einmal eine längere Geschichte erzählt, das entspricht nicht seiner Wesensart. Er zieht es auch heute immer noch vor, aufmerksam aber schweigend zu beobachten und zuzuhören. Kaum jemand vermutet in ihm den Theaterspieler, den Sänger, den Bürgermeister... und dennoch hat er all diese Rollen in seinem öffentlichen Leben gespielt. Das viele Reden und Erzählen überläßt er in der Familie lieber anderen. Und so war und ist es vor allem unsere Mutter Rosa, die Geschichten erzählt, auch »seine« Geschichten.

So war es uns Kindern immer ein Bedürfnis, auch die Geschichten unseres Vaters aus »erster« Hand zu hören: etwas über seine Kindheit und Jugend zu erfahren, über Kriegs- und Nachkriegszeit und auch über seine politische Tätigkeit, die wir als Kinder zwar miterlebt, über die wir in der Familie aber kaum gesprochen hatten. Wir waren zwar auch des öfteren mitbetroffen, weil wir die politische Gehässigkeit im Dorf auch mit zu spüren bekamen; doch sind wir stets auf seiner Seite gestanden.

Die Phase der aktiven Politik ist nun seit einigen Jahren vorbei. Richard hat 1989 den Gemeinderat verlassen, in dem er insgesamt mehr als 17 Jahre aktiv mitgewirkt hat. Er überläßt es anderen, das Spiel mitzutragen, in dem es, wie er schreibt, „keinen Sieger und keinen Verlierer gibt“.

H heute beschäftigt er sich als vielseitiger »Alleskönner« außer mit der Arbeit am Hof und im Keller auch mit seinem neuen Hobby: dem Tischlern und Basteln von vielen kleinen und größeren Möbelstücken, die den Bauernhof im Moosweg schmücken, jenen Hof, der nicht nur uns Kindern und seinen Enkelkindern zu einem unersetzbaren Bezugspunkt geworden ist.

Wer in den 60ern noch imstande ist, mit etwas Neuem, dem Tischlern, zu beginnen, der kann auch seine Lebensgeschichte schreiben. Richard hat jedenfalls auch damit begonnen und uns dadurch einen alten Wunsch erfüllt. In den ersten Dezembertagen ist die erste Fassung fertiggestellt worden, so quasi als Weihnachtsgeschenk für die ganze Familie. Wir haben nun unsrerseits, als unser Weihnachtsgeschenk an ihn, eine kleine Auflage der noch unvollständigen Erinnerungen gedruckt und als Büchlein gebunden. Als Geschenk an ihn und an all jene Freunde, die ihn in seiner Arbeit begleitet haben.

Es ist weder eine Autobiographie noch eine Familien- und Dorfchronik im eigentlichen Sinn dieser Begriffe. Es ist aber trotzdem ein wichtiger Beitrag zu einem Verständnis der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Miteinander persönlicher Erfahrungen und politischer Chronik, die vielleicht auch bei anderen Kurtinigern die Lust erweckt, in ihren Erinnerungen zu schürfen und ihre Geschichte zu erzählen. Und eine Neugierde weckt, sich ein bisschen mehr mit der Geschichte des Dorfes auseinanderzusetzen.

In diesem Sinne ist dieses Büchlein auch als Dienst an der Dorfgemeinschaft zu sehen, damit die Wurzeln dieser Gemeinschaft nicht ganz in Vergessenheit geraten.

In liebevoller Zuneigung

Die Kinder

EINE KLEINE DORFGESCHICHTE

ERINNERUNGEN AN FASCHISMUS, KRIEG UND ALLES, WAS DANACH KAM



Der alte Dorfplatz in Kurtinig

Meine Kinder und Enkelkinder haben mich oft gebeten, die Geschichte meines Lebens zu erzählen: von meiner Jugend, dem Krieg, meinen Erfahrungen in der Gemeindepolitik. Dies will ich jetzt machen, auch wenn ich kaum Erfahrung mit dem Schreiben habe. Wie viele andere Südtiroler aus meiner Generation wurde ich als Kind gezwungen, die italienische Schule zu besuchen; Deutsch schreiben lernten wir in den sogenannten »Katakombenschulen« unter prekären Bedingungen. Trotzdem will ich versuchen, einige Episoden aus meiner Vergangenheit zu erzählen, so wie sie mir immer wieder in Erinnerung kommen.

ARMUT UND HUNGERSNOT

Geboren bin ich im Oktober 1927, als viertes Kind einer eher ärmeren Bauernfamilie. Südtirol war erst seit neun Jahren bei Italien; es gab noch den König und vor allem gab es die Faschisten. Aber aus diesen ersten Jahren meiner Kindheit ist mir vor allem die Erinnerung an die herrschende Armut und die Hungersnot geblieben.

Ich möchte ein wenig von diesem Elend erzählen, denn hier bei uns kennt kaum jemand ein solches Elend, weil es den meisten heute gut geht.

Vor allem den kranken und älteren Menschen ging es damals schlecht. Es gab keine Krankenkasse und keine Altersrenten. Die älteren und gebrechlichen Menschen konnten nur dann überleben, wenn sie von Familienangehörigen aufgenommen und betreut wurden. Die alleinstehenden Alten waren auf Almosen angewiesen. Im Winter mußten sie sich in den Ställen aufhalten und neben dem Vieh im Stroh schlafen. Hin und wieder fanden sie gute Menschen, die ihnen einen Teller Suppe oder sonst eine Kleinigkeit zum Essen gaben. Die Kranken mußten selbst die Arztspesen und die Medikamente bezahlen. Mein Vater erkrankte an Rippfellentzündung; um ihn zu retten, mußten wir einen Teil unseres Besitzes verkaufen.

Damals ging es auch vielen Talbauern denkbar schlecht. Die Einnahmen der Bauern waren gering, weil kaum etwas verkauft werden konnte. Es gab keinen Markt und produziert wurde vor allem für den Eigenkonsum. Angebaut wurden Weinreben, Getreide, Mais (Tirken), Weizen, Gerste und Kartoffeln. Landwirtschaftliche Maschinen gab es keine; alles wurde mit den Händen gemacht. Gepflügt wurde mit einem Ochsen- oder Pferdegespann.

Weil wenig Geld im Umlauf war, wurde viel in Naturalien bezahlt oder getauscht. Zum Beispiel im Geschäft in Salurn Butter gegen Öl oder Nudel.

Die Trauben wurden »auf Ehre« an die Privathändler gegeben; das Geld dafür erhielt man erst im darauffolgenden Jahr, je nachdem, wieviel dem Händler übrig blieb. Das Getreide wurde dem Müller zum Mahlen gebracht. Von diesem Mehl lebte man das ganze Jahr; es gab fast jeden Tag dasselbe Essen: in der

Früh Polenta und Milch, zu Mittag Polenta und Fisolen oder Kraut und am Abend Roast oder Schmarrn.

Arbeitsplätze waren Mangelware; die guten Plätze bei der Bahn oder bei der Polizei durfte man nicht annehmen, denn da hieß es: „Das ist ein Walscher“.

Man konnte zu den größeren Bauern gehen, aber da erhielt man nur die Kost.

Ich erinnere mich an eine Episode aus meiner Jugend, als ich mit zwei Kameraden eine Bergtour machte. Einer war Sohn eines Eisenbahners, der andere Sohn des Dorfwirtes. Zum Essen hatte mir meine Mutter Polenta und ein Glas Marmelade mitgegeben, und ich war froh darüber. Die anderen hatten aber Brot, Wurst und Speck mit, und ich wurde ausgelacht. Sie bezeichneten mich als »Marmeladenbruder«.

HANDWERKER AUF WANDERSCHAFT

Vieles war damals völlig anders als heutzutage. Interessant war der Umgang mit den Handwerkern. Schuster und Schneider kamen auf Bestellung ins Haus und hielten sich dort ein oder zwei Tage, je nach Bedarf, bei der Familie auf. Sie waren »auf der Stear«, so wurden diese umherziehenden Handwerker bezeichnet. Wir Kinder freuten uns immer sehr darauf, weil es dann immer ein besseres Mittagessen gab und weil sie uns immer tolle Geschichten erzählten.

Sie wurden von den Familien gepflegt und erhielten für ihre Arbeit eine Kleinigkeit an Geld oder Naturalien, zum Beispiel Getreide oder Butter.

Unser Schuster damals hieß David Cainelli, er war ledig und hatte einen Vollbart. Zu uns kam er alle 2-3 Monate, zeitig in der Früh, mit seinem Korb auf dem Buckel, und in diesem Korb trug er sein ganzes Handwerkszeug herum.

Er flickte uns allen die Schuhe; damit die Sohle nicht allzu schnell abgefegt wurde, schlug er viele Eisennägel rein. Für den Winter fabrizierte er uns Holzschuhe, die sogenannten »Knospen«.

Der Schneider kam nur einmal im Jahr; er machte uns aus alten Kleidern neue, und so nebenbei schnitt er uns auch die Haare. Der Kopf wurde ganz glatt geschoren.

Tischler und Schmied machten die Arbeit je nach Bedarf; bezahlt wurden sie einmal im Jahr und zwar zu »Martini«, am 11. November. Das war der Tag, an dem die Bauern die erste Rate der Traubenernte erhielten. Oft reichte dieser Betrag nicht aus, um alle Handwerker zu bezahlen, und da mußte man irgendwo Geld aufleihen.

ERNTEZEIT

Um »Peter und Pauli«, Ende Juni, war die Getreideernte. Zeitig in der Früh bei Morgengrauen ging man mit Sichel, Sense und Rechen in den Acker, um den Weizen, die Gerste und den Roggen zu schneiden. Mittags, während der starken Hitze, konnte man ein wenig rasten. Es gab während der Ernte oft Gewitter mit Hagel, der die ganze Ernte zerstörte. Das Getreide wurde in Büschel gebunden und zu »Schöbern« aufgestellt; dann mußte man warten, bis es gut getrocknet war. Erst dann konnte man dreschen.

Im August war die Kartoffelernte: kniend, den Kopf voller Schweiß, mußte man die Kartoffeln mit den Händen aus der Erde graben. Große Arbeit gab das Unkraut. Damals gab es noch keine Unkrautbekämpfungsmittel, und man mußte das ganze Jahr über pflügen und mit der Hand »peckn«, um die Felder »sauber« zu halten.

Im September begann die »Tirk«-Ernte. Die Maiskolben wurden geerntet, und wir freuten uns immer sehr auf das »Tschilln« am Abend. In einem wärmeren Lokal im Haus wurden die Tirkkolben zu einem größeren Haufen zusammengetragen. Nach dem Abendessen kamen meist mehrere Nachbarn, um mitzuhelfen; da wurde gesungen und gelacht, Witze wurden erzählt und oft ging es bis Mitternacht. Manchmal wurden auch Kastanien, süßer Wein und anderes mehr aufgetischt.

Vor der Weinlese wurden alle Holzgeschirre gereinigt, die »Schaffeln«, die »Zungen« und die Bottiche; es wurde kontrolliert, ob sie noch genügend wasser- und »most« dicht waren. Jeder Bauer hatte seine eigenen Werkzeuge zum Einkellern und einen Keller für den Eigenbau.

Ende der dreißiger Jahre begann man mit dem Obstbau, es bestanden gute Voraussetzungen dafür. Meine Eltern schickten mich zu einer Ausbildung. In Neumarkt wurde ein zweimonatiger Kurs veranstaltet, der in den Monaten November und Dezember im Gasthaus Vaja, in der Nähe des Bahnhofes, stattfand. Je-

den Tag fuhr ich also mit dem Fahrrad nach Neumarkt; fürs Mittagessen nahm ich ein belegtes Brötchen mit. Der Lehrer und Kursleiter Rudolf Schiffer kam aus Kurtatsch; er kam jeden Tag zu Fuß von Kurtatsch nach Neumarkt, weil er nicht radfahren konnte. Da ich nur die italienische Schule besucht hatte, war die Ausbildung für mich recht schwierig. Trotzdem lernte ich sehr viel, vor allem im praktischen Bereich; so konnte ich daheim mit der Obstanpflanzung beginnen, damit konnten auch „die Zeiten verbessert werden“.



Weintraubenernte 1940

FASCHISMUS

Von der »Marcia su Roma«, dem Beginn der Faschistenzeit, habe ich nur in der Schule gelernt. Doch habe ich schon in meiner Kindheit miterlebt, wie die Gehässigkeit zwischen den Deutschen und den Italienern zunahm. Italiener hat es in unserem Dorf, wie mir erzählt wurde, auch schon vor dem Ersten Weltkrieg gegeben. Doch in den zwanziger und dreißiger Jahren wurden immer mehr Bauernhöfe von Italienern aufgekauft. Wir Kinder mußten in die italienische Schule. Die Schullehrer und manche Behördenvertreter mußte man mit »Viva il Duce« begrüßen.

An einige Häuser von deutschen Bürgern wurden immer wieder Aufschriften geschmiert wie z.B. Evviva l'Italia, Evviva il Duce usw.

Es waren die Häuser von jenen Familien, aus denen junge Männer ins Ausland geflohen waren. Meist waren es Jugendliche aus ärmeren Familien, die hier keine Arbeit fanden und auf der »schwarzen Liste« standen. Sie flüchteten über die Grenze, um dort eine bessere Zukunft zu finden. Erinnern kann ich mich an die Familie Marki, an die Brüder Pepi, Franz, Alfons; die Brüder Mark Ruprecht und Oskar. An Teutsch Siegfried und Adolf. Aber es waren sicherlich noch weitere mehr.

An die Hauswände der Wohnungen geflüchteter Deserteure wurde »Me ne frego« geschmiert.

Zusätzlich zur Armut und Hungersnot hatte man Angst, von jemandem »verschuftet« zu werden, denn auch deutsche Einheimische trugen das schwarze Hemd der Faschisten und waren als Spitzel bekannt.

Jeden Samstag mußte man zum sogenannten »Sabato Fascista« antreten. Jeder Schüler mußte mit der Uniform am Dorfplatz antreten und Marschieren, Turnen und Singen üben.

Bei einem dieser Antreten kamen einige Behördenvertreter und der sogenannte Podestà vorbei. Man mußte laut »Evviva il Duce« schreien und die Hand hoch heben. Da ich aber meine Hand zu wenig hoch hielt, wurde ich aus den Reihen geholt und geohrfeigt.

Die Jahrganggruppen wurden wie folgt eingeteilt und benannt: Knaben bis zu sechs Jahren hießen »figli della lupa«, Knaben von 6 bis 14 Jahren waren die »balilla«, Knaben von 14 bis 18 Jahren die »avanguardisti« und die älteren die »fascisti«.

Am 11.11.1939 war die Option; ich war kaum 12 Jahre alt und konnte nicht viel davon verstehen. Wie die meisten Deutschen mußten auch wir für Deutschland optieren; es war irgendwie selbstverständlich, daß die Südtiroler diese Entscheidung trafen.

In den Schulen ging es immer schlechter; deutschsprachige Kinder waren immer das schwarze Schaf und wurden meist unschuldig bestraft.

Auf die Aborttür in der Schule wurde einmal mit Kreide »Wer muss-soll-inni« (Mussolini) geschrieben. Die ganze Klasse wurde bestraft; der Täter wurde aber nie bekannt.

Die Lehrerin fand auf meinem Federstiel ein gezeichnetes Hakenkreuz. Sie nahm mir den Federstiel, und eine Stunde darauf kamen die Carabinieri, um mich abzuholen, ich wurde zwei Stunden lang in der Kaserne von Margreid verhört und »traktiert«, denn sie wollten wissen, woher ich das Ding hatte; ich wiederholte immer wieder, ich hatte es gefunden.



*Ausflüge in die Südtiroler Berge
(im Bild von links nach rechts: Otto Montell, Richard Teutsch, Erwin Teutsch)*

Begleitet wurde ich von meinem Vater; weil dieser nur sehr wenig italienisch verstand, wurde ein im Dorf ansässiger Dolmetscher herbeigeholt. Zu guter Letzt ließen sie uns ungeschoren weg.

Aber auch sonst gab es im Dorfleben immer wieder Gewaltakte gegen die Deutschen. So wurden den »Leaslern«, die zu Dreikönig von Haus zu Haus gingen und ihre Lieder sangen, der Stern zerschlagen und sie wurden drangsaliert.

In diesen Jahren begann auch die sogenannte »Katakombenschulung«. Man traf sich im Keller oder in anderen versteckten Lokalen, um ein wenig Deutschunterricht zu bekommen. So zum Beispiel im etwas abseits vom Dorfzentrum gelegenen Tellhof, aber auch in einigen größeren Stuben direkt am Dorfplatz. An einige der Lehrerinnen kann ich mich erinnern. Es waren Anna Teutsch, die »Widumshäuserin« Hildegard Nikolussi und auch meine Mutter, Ottilie Teutsch.

Im Jahre 1943 wurde der Pakt Hitler-Mussolini geschlossen. Deutsche Militäreinheiten kamen ins Land. Es war eine große Umstellung; die Zeit war nicht besser als bei den Faschisten, nur konnte man deutsch reden und singen. Es bildeten sich verschiedene Organisationen wie Frauenschaft, Hajott und andere. Manche Obrigkeiten, die bei den Faschisten das schwarze Hemd getragen hatten, wechselten es nun um in das braune Hemd.

Viele Männer und Jugendliche, die ihnen ein Dorn im Auge waren, schickten sie gleich zum Militär in den Krieg. Immer wieder kam die traurige Nachricht, daß einer gefallen war. Der Ortsgruppenleiter oder der Pfarrer mußte die Eltern benachrichtigen. Die Eltern waren verzweifelt. Tröstend kamen die Behördenvertreter vorbei und sagten ihnen, der Verstorbene sei ein Held, er sei für Führer, Volk und Heimat gestorben. Viel Widerstand gab es gegen diese Einberufungen nicht; es herrschte große Not und viele dachten sich, daß es nicht schlimmer werden konnte. Es wurden auch viele Versprechungen auf eine bessere Zukunft gemacht.

HITLERJUGEND

An die Zeit in der Hitlerjugend habe ich trotz allem einige schöne Erinnerungen. Die Kinder bis zum 12. Lebensjahr konnten die Sommermonate in Berghöfen im Pustertal oder Vinschgau verbringen. Umgekehrt konnten auch Jugendliche aus diesen Tälern ins Unterland zur Ernte oder zur 'Traubenkur' kommen. Für diesen für uns sehr interessanten Austausch muß besonders zwei Frauen ein besonderer Dank ausgesprochen werden: der Traminerin Helene Sattler und Frau Luisa Jöchler aus Salurn.

Ich selbst bin in den Vinschgau gekommen, und zwar in einen Bauernhof oberhalb von Laas/Tarnell. Im Stiegerhof mußte ich allerdings bei der Wirtschaft mithelfen. Es war aber trotzdem schön, ich konnte so manches dazulernen und mich mit netten Menschen anfreunden, mit denen ich auch heute noch Kontakte habe. Es wurden in dieser Zeit in verschiedenen Orten auch dreiwöchige Kurse abgehalten; zum Beispiel in Unterradein oder in der Nähe des Sel-lapasses, im Haus Hillebrand. Dort war auch ich; man mußte ein Schulungspro-



Schöne Unterhaltung, auch ohne Disco und ohne Geld. Kurtiniger Jugendliche auf einem improvisierten Wiesenfest (1943)

gramm absolvieren: Turnen, Schreiben, Exerzieren und dergleichen mehr. Es war den Schülern streng verboten, zu rauchen und alkoholische Getränke einzunehmen.

Einmal war ich auch zu einem dreiwöchigen Skikurs auf Jochgrimm. Der Ski-lehrer, ein Feldwebel der Wehrmacht, kam aus dem Vinschgau. Wir mußten jeden Tag mit den Skiern in Richtung Weißhorn hinauflatschen, es gab keinen Skilift und es war besonders kalt. Ich hatte nur Wollhandschuhe, die mir meine Mutter gestrickt hatte; meine Finger waren vor Kälte oft blau; immer wenn die Schmerzen am größten waren, sagte ich vor mir her: „Herrgott ziach, nor kriagsch an Engl“.

An der Führungsspitze der Hitlerjugend stand der Landesleiter Willi Acherer aus Brixen; im Unterland war Herbert Mall mit der Leitung beauftragt. In verschiedenen Ortschaften wurden Tanzgruppen gebildet und geschult. Mit meiner gleichaltrigen Freundin Midi Bampi schloß ich mich der Tanzgruppe in Kurtatsch an. Zweimal in der Woche fuhren wir am Abend mit dem Fahrrad zur Schule, wir fanden es lustig und nett.

In mehreren Dörfern wurden dann Feste abgehalten; in Kastelfeder, in Buchholz: Frühlingsfeste mit Aufführung von Volkstänzen, Schuhplattlern und anderen Spielen. Vor Weihnachten wurden Bastelkurse abgehalten; da wurden für die kleinen Kinder Spielsachen gemacht. Bei der Weihnachtsfeier unterm Christbaum wurden dann diese selbstgebastelten Geschenke den Kindern verteilt.

MEIN BRUDER HERMANN

Mein älterer Bruder Hermann war Theologiestudent; er wurde Anfang 1944 zur Wehrmacht eingezogen. Im Juli war er zu einer Offiziersausbildung in Schwaz in Tirol. Daheim waren wir alle sehr besorgt um ihn. Mitte August beschloß ich, ihn zu besuchen. Ich hatte mir das nicht lange überlegt und auch mit niemandem darüber gesprochen. Mit einem Korb voller schöner Birnen, es waren Williams und Triumph, ging ich zu Fuß bis zur Hauptstraße nach Laag und von dort aus machte ich »Autostopp«. Nach einiger Zeit kam von Süden ein Militärjeep; der hielt an. Drinnen saßen ein hoher Offizier und sein Chauffeur. Als der Offizier mich fragte, was ich denn wolle, fragte ich sehr höflich, ob ich bis Innsbruck mitfahren könne. Ich erklärte ihm auch die ganze Geschichte, daß ich meinen Bruder in der Offiziersschule besuchen wolle und so weiter. Da sagte er, ich solle einsteigen und die Fahrt ging los. Am Grenzübergang am Brenner gab es keine Kontrolle. Als die Grenzbeamten den ranghohen Offizier sahen, standen sie mit Militärgruß auf »stillgestanden« und winkten uns dann zu, wir sollten weiterfahren.

In Innsbruck angekommen, ging ich gleich zum Hauptbahnhof und fuhr mit der Bahn nach Schwaz. Dort suchte ich die Kaserne, in der mein Bruder einquartiert war. Als er mich erblickte, sah er mich eine Weile nur staunend an. Er konnte nicht verstehen, wie es mir gelungen war, allein nach Schwaz zu kommen. Nach einem kurzen Aufenthalt mußte ich mich wieder verabschieden; ich nahm die Grüße für meine Eltern mit und die Botschaft an sie, daß es ihm gut gehe.

Auf der Heimfahrt besuchte ich in Innsbruck noch meine Schwester Tilli und andere Verwandte. Sie waren alle erstaunt und besorgt darüber, wie es mir gelungen war, ohne Personalausweis und ohne irgendein Dokument über die Brennergrenze zu kommen.

In Innsbruck suchte ich dann Kreszenz Teutsch, eine aus Kurtinig stammende Bekannte, sie wohnte im Hotel Viktoria, in der Nähe des Bahnhofes, und fungierte als Verbindungsfrau des Südtiroler Militärs. Sie nahm sich meiner Sache

an. Ich konnte bei ihr wohnen, bis sie eine günstige Gelegenheit fand, mich nach Südtirol zurückzuschicken. Dann ergab sich diese Gelegenheit: Ein Militärlastwagen, voll mit Munition beladen, nahm mich mit. Ich konnte hinten sitzen, mich verstecken und so ohne Schwierigkeiten nach Südtirol fahren. Allerdings fuhr der Transporter nur bis nach Terlan; da es dort keine Fahrgelegenheit mehr gab, ging ich von da aus zu Fuß nach Kurtinig zurück.

KRIEG UND GEFANGENSCHAFT

Mit 16 Jahren mußte ich mit zwei anderen Dorfkollegen zur Musterung. Wie bei solchen Anlässen üblich, wollten wir eine kleine Feier organisieren. Da leider kein Geld vorhanden war, gingen wir in den nahegelegenen Wald, um einen Fasan oder einen Hasen zu erlegen und uns eine Marende zu machen.

Wir hatten aber das Pech, von einem Jäger ertappt zu werden, der uns sofort anzeigte und der auch veranlaßte, daß wir uns vor dem Bezirksgericht als Verbrecher verantworten mußten.

Die Anzeige konnte nicht mehr zurückgezogen werden. Obwohl der Richter unser »Vergehen« als harmlos bezeichnete, waren wir »gezeichnet«. Es dauerte nicht lange, und wir wurden zum Militärdienst einberufen.



Kurtiniger Jugendliche der Jahrgänge 1926 und 1927 vor der Musterung.

Im April 1945 wurden wir zur »Waffen-SS« eingezogen; ich war noch nicht ganz 18, viel zu jung, um die ganze Tragweite und die Auswirkungen dieser Einberufung zu verstehen.

Wir mußten uns in Sterzing in der dortigen Militärkaserne stellen. Es waren noch mehr Südtiroler da; an die Namen dieser Freunde, die gleichzeitig mit mir zum Militär einrückten und die immer mit mir beisammen waren, kann ich mich noch gut erinnern: aus Kurtinig war es Arthur Zemmer; aus Margreid Herbert Sanin und Walter Puntscher. Aus Kurtatsch Johann Fischer, Siegfried Gruber, Emil Mayer und Hermann Penz. Weiters Albin Mayer aus Tramin, Luis Defranceschi aus Auer, Luis Neuhauser aus Terlan, Josef Kress aus Sarnthein sowie Georg Blasbicher und Josef Nitz aus Feldthurns.

Wir wurden eingekleidet und in den darauffolgenden Tagen in Eisenbahnwaggonen direkt zur Ausbildung in die Tschechoslowakei (Prag) gebracht. Während der dreiwöchigen Ausbildung zu Panzergrenadieren in der Himmlerkaserne waren in jeder Nacht Fliegeralarm und Bombenangriffe. In meiner Kompanie waren fast alles Süd- und Nordtiroler. Am letzten Abend vor unserem Abzug wurden wir Tiroler bei den Offizieren und Behörden vorgeladen. Sie saßen betrunken da, umringt von Mädchen und Wein, und wir mußten ihnen bis spät in die Nacht Tirolerlieder vorsingen.

In den frühen Morgenstunden mußte unsere Einheit abziehen, zum Einsatz in die ca. 100 km entfernte Ortschaft Klattau.

An demselben Tag wurde die Himmlerkaserne, wo wir stationiert waren, von Partisanen überfallen und zerstört.

Alle dort verbliebenen Soldaten und Offiziere wurden umgebracht; keiner überlebte. Allerdings muß gesagt werden, daß kurze Zeit vorher das ganze Dorf um die Kaserne, aus Repressalie wegen der Ermordung einiger Soldaten durch die Partisanen, von den deutschen Truppen völlig zerstört worden war.

Am 10.5.45 wurden wir von den russischen Truppen eingekesselt. Mit anderen Südtirolern (ungefähr 25 Mann) konnten wir den Ring durchbrechen, wurden aber am 18.5.45 von der amerikanischen Besatzung gefangen genommen.

Ich kann mich noch deutlich an die Situation in jenen Tagen erinnern, an denen

der Krieg für uns zu Ende ging.

Unser Kompaniechef, ein österreichischer Offizier, Obersturmführer Wagner, rief uns alle zusammen und teilte uns mit, daß der Krieg zu Ende sei. Er schilderte uns die Lage und fragte, wer von uns bereit sei, sich ihm anzuschließen, um aus der Zone der russischen Besatzung wegzukommen. Wir Südtiroler waren uns alle einig und zogen mit ihm los. Mit etwas Verpflegung und mit unseren Waffen gingen wir nach Süden in Richtung Pilsen. Dort lagen schon die amerikanischen Truppen. Wir zogen durch Dörfer, Äcker und Wälder, meist in der Nacht, um nicht gesehen zu werden. Nach dem dritten Tag unseres Marsches kam es zu einem ernststen Schußwechsel bei einem Waldübergang, Dabei verloren wir unseren Kommandanten und einige unserer Kameraden.

Wir waren nun fast machtlos, ohne Kenntnis der Gegend irrten wir den ganzen Tag im Wald herum. Wir hatten kein Ziel mehr. Schließlich entschlossen wir uns, ohne Waffen weiterzugehen; wir versteckten sie im Wald.

Etwas später trafen wir auf einen Mann, den baten wir um Auskunft. Er war sehr höflich zu uns und sagte, wir sollten beruhigt sein. Er versprach, uns etwas zum Essen zu bringen. Es dauerte aber nicht lange, da kam uns eine Gruppe Zivilisten entgegen; sie waren mit Gewehren und Stöcken bewaffnet und schlugen wie wild auf uns ein.

Zu unserem Glück tauchte ein Militärjeep auf; er war mit zwei schwarzen Soldaten in US-Uniform besetzt. Ihnen gelang es nur mit äußerster Mühe und mit Gebrauch der Waffen, die aufgebrauchten Zivilisten von uns zu trennen. Dann wurden wir von den Soldaten ins erste Gefangenenlager gebracht. In der Folge lagerten wir in verschiedenen Gefängnissen.



ung und unerfahren wurde man ins Elend und Grausen des Krieges gezwungen. Dem lieben Gott muß ich danken, daß ich trotz allem unter den wenigen glücklichen bin, die ihre Heimat erreicht haben.

Einige Erinnerungen an das erste Gefangenenlager bei Pilsen. Drei Wochen lang lagen wir in einer Wiese im offenen Gelände; aus einem Schutt- und Müllhaufen konnten wir uns alte Schuhe und Decken aussuchen. Schlafen mußten wir auf dem nackten Boden; zum Essen gab es einen Eßlöffel Kaffeepulver und Wasser; einmal am Tage gab es Kartoffelsuppe. Der Hunger war riesig: Eines nachts versuchte ich, mit einem Kameraden in einen nahegelegenen Kartoffelacker zu kriechen; es gelang uns, unentdeckt mit einigen Kartoffeln und Brennnesseln ins Lager zurückzukommen und sie gemeinsam mit den anderen Lagerinsassen zu verzehren. Die Aborte mußten wir uns selbst errichten. Mit Pickel und Schaufel hoben wir einen tiefen Graben aus, ringsherum Holzstangen, und das Klo war fertig.

Das nächste Lager war in Regensburg; dort konnten wir wenigstens auf einem Holzboden schlafen, und es gab die Möglichkeit, sich freiwillig zum Arbeitseinsatz zu melden. Es wurden verschiedene Gruppen gebildet, die unter der Kontrolle eines amerikanischen Wachpostens in die Stadt zu Aufräumarbeiten gebracht wurden. Dafür bekam man etwas mehr zum Essen. Eines Tages hatte ich das Glück, in eine Küche zum Abspüldienst zu kommen und freute mich sehr darauf. Es war ein sehr guter Duft in der Küche, aber zum Essen bekam ich nichts.

In einer Pfanne sah ich ein wenig Soße, ich vermutete vom Braten. Um nicht gesehen zu werden, nahm ich sie schnell an den Mund und machte einen kräftigen Schluck. Mit Schrecken ließ ich die Pfanne fallen; die vermeintliche Soße war nichts anderes als Abspülmittel. Ich bekam gräßliche Bauchschmerzen, konnte aber niemandem davon erzählen und mußte bis zum Abend durchhalten.

AUSZUG AUS DEM KRIEGSTAGEBUCH

„(...) Nach zwei Wochen Infanterieausbildung in Prag mußten wir am 29. 4. nach Radisko marschieren. Dort wurden wir dann wieder den Panzergrenadiere zugeteilt. Arthur kam zu einer anderen Kompanie. Ich kam zur 3. Kompanie Granatwerfer. Dort hatte ich zehn Tage Granatwerferausbildung. Dann fünf Tage nach Slavonice im Einsatz. Am 13. Mai wurden wir dann von Russen eingekesselt, wir brachen aber durch den Kessel durch. Wir wurden dann nach vier Tagen am 18. Mai bei Pilsen von den Tschechen und den Amerikanern gefangengenommen und dort in ein Lager gebracht. Dort lagen wir drei Wochen in den Zelten. Dann sind wir in Klattau bei der Schutzpolizeikaserne eingelagert worden. Zum Essen bekamen wir einen halben Liter Wassersuppe, ein Achtel Brot und 50 g Konservenfleisch. Am 1. Juli gab es dann Verpflegungsaufbesserung. Am 1. August wurden wir von Amerikanern nach Regensburg gebracht und dort hinter dem Stacheldraht in Holzbaracken gesteckt. Die bisherige Zeit in Pilsen und Klattau war für mich eine schwere und harte Zeit, die ich mein Lebtag lang nicht vergessen kann. Seit ich nun endlich von der verfluchten Tschechei herausgekommen bin, fühle ich mich ganz anders, obwohl ich hier hinter dem Stacheldraht bin und nur Holzhöhlen und Drahtzäune sehe. Das Glück hier ist nun, daß wir fast jeden zweiten/dritten Tag in die Stadt hinauskommen, um bei den Amis zu arbeiten. Dort können wir wenigstens mit deutschen Menschen sprechen und was zum Essen organisieren. Die Kost ist sonst gleich; nur mein Magen hat sich ein bißchen daran gewöhnt. Geschlafen habe ich bisher immer auf hartem Boden. Etwas war gut in Klattau: daß ich öfters zum Gottesdienst gehen konnte. Nach Hause denke ich jeden Tag; hauptsächlich an meine Eltern und Geschwister und vor allem zu dieser Zeit, wo ich weiß, daß das Getreide geschnitten und das Obst geklaubt wird (...).“

Am 20.12.1945 wurden wir im Gefangenlager Bad-Aibling in der Nähe von München entlassen. Am Brenner ließ man uns nicht vorbei. Da ich aber doch über die Grenze nach Südtirol wollte, wurde ich von der französischen Besatzung gefaßt und mit Handschellen in das Lager nach Pradl bei Innsbruck gebracht. Ich konnte von dort aber am nächsten Tag flüchten. Um am Brennerpaß nicht von der Polizei gefaßt zu werden, ging ich in die Berge östlich oberhalb des Brenners. Es lag ungefähr ein Meter Schnee.

Nach einigen Stunden Marsch überfiel mich die Müdigkeit. Wie durch ein Wunder konnte ich mich vor dem Schneeschlaf retten und in den frühen Morgenstunden auf der italienischen Seite einen Bauernhof erreichen. Die Leute dort waren so nett; sie gaben mir etwas Warmes zu trinken und zu essen. Ich konnte mich trocknen und die Heimreise fortsetzen.

Von der Mutter wurde ich mit Freude und Tränen in den Augen empfangen: sie sagte mir, daß mein älterer Bruder Hermann in der letzten Kriegszeit gefallen war. Sie hatten auch von mir nie eine Nachricht erhalten.

Auszug aus dem Testament, das Hermann am 15. Dezember 1944 in Kurtinig geschrieben und im Pfarrwidum für seine Eltern und Geschwister hinterlassen hat.

An Euch!

Im Bewußtsein, daß ich einen Weg vor mir habe, den ich vielleicht nicht mehr wiederkommen kann, hinterlasse ich Euch allen in der Heimat einen Brief, der Euch den Sinn meines Lebens klar machen soll und Euch ein Trost sei im Falle meines Todes.

Als erstes wisset, daß ich mein junges Leben d e m Herrn verschrieben habe, in dessen Händen allein das Schicksal des Einzelnen und das Schicksal jedes Volkes liegt. ER ist mein Gott, ER hat mich stark gemacht und schenkte mir die innere Befriedigung, die mir über jedes Hindernis hinweghilft und die ich mir von niemanden mehr rauben lasse. IHM in voller Bereitschaft zu dienen, ist meine erste Pflicht, - IHN zu kunden, zu meiner vornehmlichsten Aufgabe geworden. So stehe ich mit diesem festen Glauben in den Reihen der Theologen!

Als zweites sollt ihr wissen, daß ich meine deutsche Heimat, das Vaterland und das deutsche Volle tief im Herzen trage. Daß dieses unsere Deutschland, selbst in den heutigen Tagen furchtbarer äußerer Not, in-

nerlich nicht zerschlagen werde, dafür will ich beten und kämpfen, so wie es die Pflicht jedes deutschen Christen ist. In dieser Liebe zu Deutschland trete ich den Weg an, der mich zu den ärmsten aber tapfersten Söhnen unseres Volkes führt. Dort will ich als Offizier und guter Kamerad mit ihnen alle harten und frohen Stunden teilen. Sollte man mich auf fremden Boden zur letzten Ruhe betten, dann seid eingedenk, daß es der Wille des Herrn war der mich durch den Tod in Sein Reich einführen wird.
Darum:

S e i d n i c h t t r a u r i g !

Liebe Mutter; Dir zoll ich meinen grössten Dank für Deine Mühen und Sorgen, denke daran, daß wir uns einmal wiedersehen werden und weine nicht um Deines Sohnes willen!

Du, guter Vater, hab auch Dank für deine mühevollen Arbeit und vergiß nicht, daß Deine Einsatzfreude für das Gute und Edle mir immer ein Vorbild war!

Ihr Brüder und Schwestern, Verwandte und Bekannte, bewahrt in Euch den Glauben, für den ich gekämpft habe. Es geht um unser Volk und um den Herrgott in unserem Volke, den Ihr in Euch wahren könnt in unumstößlicher Treue zu IHM und im brüderlichen Zusammenstehen untereinander. Wenn Ihr im Gedenken an unsere Gefallenen vor Gott die Hände faltet, denkt bitte auch an mich.

Wie immer es kommen mag, es lebe C h r i s t u s im neuen Deutschland!

Euer Hermann

Hermann ist an seinem 21. Geburtstag, wenige Tage vor Kriegsende, in Niederösterreich gefallen. Ein langer Zeitungsartikel über seinen Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Südtirol ist in der Zeitschrift TANDEM 1/83 veröffentlicht worden.

Ich möchte durch das Erzählen einiger Erlebnisse im Krieg und in der Gefangenschaft nicht als Märtyrer oder gar als Held erscheinen; es gibt viele Kameraden, die im Krieg weit mehr mitgemacht haben.

Ich habe eindeutig die Erfahrung gemacht, daß es überall gute und schlechte Menschen gibt; nach meinen persönlichen Erfahrungen waren die Neger, die schwarzen Militärs der US-Armee, die ich in der Gefangenschaft kennengelernt hatte, diejenigen, die das »beste Herz« hatten, die weniger grob waren als all die anderen Militärs.

Und noch eines möchte ich erwähnen: In letzter Zeit wird viel über Folterungen, Misshandlungen und dergleichen in den sechziger Jahren im Zusammenhang mit den Terroranschlägen gesprochen. Bei aller Abscheu diesem oft brutalen Vorgehen der Carabinieri gegenüber, bin ich trotzdem überzeugt, daß dies nicht eine Ausnahmesituation darstellte.

Für viele Südtiroler fingen die Mißhandlungen durch die Faschisten schon in den Schulbänken an.

Bei den Nazis während der Militärzeit mußte man oft grundlos oder bei kleinen Fehlern auf dem Bauch in der Kaserne auf und ab kriechen bis man zusammenbrach.

Viel könnte man diesbezüglich auch von den Kriegslagern erzählen, denn auch dort waren die amerikanischen Militärs nicht gerade feinfühlig.

NACHKRIEGSZEIT

Es begann die Nachkriegszeit. Jeder versuchte, den Krieg so schnell wie möglich zu vergessen. Die Heimkehrer waren froh, mit dem Leben davongekommen zu sein, und es galt, gemeinsam die Wirtschaft wieder aufzubauen.

Unter der Bevölkerung war eine starke Zusammenarbeit und Kameradschaft; alle beteiligten sich beim Wiederaufbau von all dem, was in der Kriegszeit zerstört worden war.

Niemand dachte an einen Proporz oder an eine Zweisprachigkeit. Es gab viele Leute voller Idealismus, die sich aufopferungsbereit in den Dienst ihrer Mitmenschen stellten. Verschiedene Vereine wurden gegründet wie z.B. Feuerwehr, Sänger-, Fußball-, Heimkehrer-, Bauernbund, Theater und noch mehr. Ich war fast überall dabei.



am Ochsengespann...

THEATER UND KULTUR IM DORF

Schon im Jahre 1902 wurde in Kurtinig eine Theater-Gesellschaft gegründet. Gleich von Anfang an waren 25 Kurtiniger daran beteiligt. Durch schöne und gut gelungene Aufführungen wurde die Bühne im ganzen Land bekannt. Bis zum Faschismus ging alles sehr gut; dann wurden die Theateraufführungen verboten. Erst nach dem Kriege im Jahre 1945 begann man nach der Neugründung des Vereins wieder mit den Aufführungen. Es waren viele tüchtige Kurtiniger mit dabei; erwähnen möchte ich vor allem Ander Marki, Ulrich Zemmer, Johann Bampi und Robert Zemmer. Ich war auch mit Begeisterung dabei und konnte in verschiedenen Rollen mitspielen. Um nur einige Stücke zu nennen: »Der Müller und sein Kind«, »Der Wilderer«, »Der verkaufte Großvater«, »Das Jägerbluat«, »Die drei Dorfheiligen« und so manche andere.

Diese Stücke brachten wir in verschiedenen Ortschaften zur Aufführung, so in Salurn, Margreid, Kurtatsch, Tramin, Neumarkt und Auer.

Der Theaterverein hatte eine wichtige Funktion, und es wurde mit Begeisterung bis in die sechziger Jahre hinein gespielt. Dann nahm alles plötzlich ein Ende.

Die Gründe dafür? Der erste Grund liegt sicher beim Fernseher. Die zweite Ursache liegt wohl am Wohlstand und am Egoismus. Niemand will gratis und unentgeltlich etwas tun. Der dritte Grund liegt wohl an der Politik: einer ist zu walsch, der andere zu Rot, der dritte zu Grün, und das wird der heutigen SVP-Führung wohl zu bunt, da läßt man die schönen Initiativen lieber zugrunde gehen.

DIE PARTEI IM DORF

Im Jahr 1946 fing es mit den Parteien an. In den Dörfern gab es nur drei: die SVP, die DC und den PSI. Die meisten Deutschsprachigen waren bei der SVP. Sie funktionierte auch gut.

Die Landesleitung unter der Führung von Erich Amonn war korrekt, einsatzbereit und den Bürgern sehr behilflich, wenn auch wenig oder keine finanzielle Hilfe möglich war. Auch die Funktionäre in den Dörfern machten alles unentgeltlich und waren jedem behilflich.

Einige Jahre lang lief alles ganz gut; die Leute konnten richtig aufatmen und sich auch wirtschaftlich emporziehen. Es gab gute Verkaufsmöglichkeiten für Getreide und Mais. Auch mit dem Obstanbau ging es recht gut.

Da kam es langsam in der SVP-Führung zu Änderungen. Immer mehr Leute drangen an die Macht, Leute, die auch bei den Nazis und bei den Faschisten am Steuer und an der Macht gewesen waren und immer noch denselben Fanatismus und Egoismus hatten.

Politik wurde immer mehr zur Machtpolitik. In der Gemeindeverwaltung bildete sich eine Opposition. Die SVP allerdings duldet keine Opposition. Mir persönlich sagte ein höherer Funktionär: „Wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns, und der muß vernichtet werden.“ Dieselben Worte hatte wenige Jahre zuvor auch Hitler ausgesprochen. Die Leute wurden auch mit Erpressungen bedroht: Wer keinen SVP-Mitgliedsbeitrag bezahlt, bekommt keine Hilfe.

Ich konnte und wollte das nicht länger mitansehen und bildete mit anderen Dorffreunden eine unabhängige Liste.



...bis zum Pferdewagen

BÜRGERMEISTER IN KURTINIG

Im Jahre 1957 konnten wir bei den Gemeindewahlen 3 Mandate in den Gemeinderat bringen. Die Zusammensetzung war wie folgt:

SVP 7 Sitze, DC 5 und unsere Liste mit 3 Sitzen.

Der Ausschuß wurde so zusammengestellt: meine Wenigkeit (Dorfliste) als Bürgermeister, 2 Assessoren und der Vizebürgermeister von der DC und zwei Assessoren von der SVP.

Es begann für mich eine schwierige Zeit. Von vielen gehässigen Politikfanatikern wurde ich bedroht, erpreßt, beschimpft und als Verräter bezeichnet. Trotz allem übernahm ich im Jahre 1957 das Bürgermeisteramt von meinem Vorgänger Franz Stimpfl. Die erste große Aufgabe, die ich zu bewältigen hatte, war die Neuverteilung der Nutzungsgründe, um einem jahrelangen, heiß umstrittenen Kapitel endlich ein Ende zu setzen.

Nach vielen Diskussionen, Auseinandersetzungen, Beratungen und Interventionen beim Kommissär der Nutzungsgründe in Trient, Dr. Bombieri, wurde am 17.1.58 in Anwesenheit der Landesassessoren Dr. Peter Brugger und Dr. Armando Bertorelle (Vertreter der Italiener) und unseres Gemeindevausschusses einstimmig folgender Beschluß gefaßt:

60 ha Kulturgrund bekam die Gemeinde als Eigentum zur Finanzierung der Gemeindebilanz, die übrigen 40 ha wurden unter den ansässigen Familien aufgeteilt.

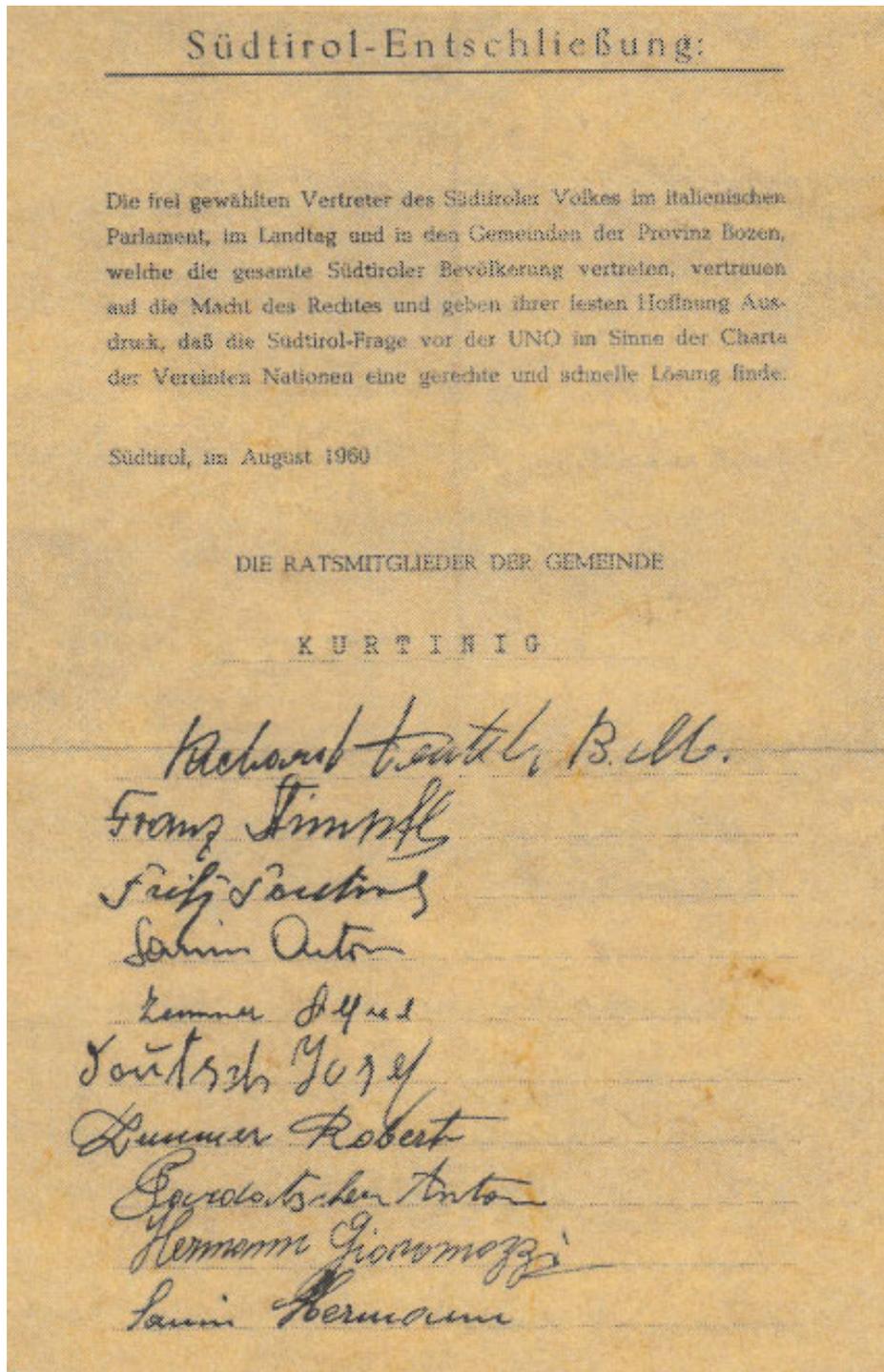
Jede Familie bekam ungefähr 3000 m². Es waren 130 Familien, die diese Grundstücke erhielten und (fast) alle waren mit der Lösung zufrieden; und ich glaube, sie sind es auch heute noch.

Da die meisten Kompetenzen bei der Regionalverwaltung der Region Trentino-Südtirol lagen und somit auch von Trient abhingen, hatte ich es etwas leichter, da die SVP dort weniger Macht hatte.

Ohne Einwilligung der SVP konnte man im Jahre 1959 mit dem Bau der Sozialwohnungen beginnen. Die Volkspartei war deshalb dagegen, weil sie vermeiden wollte, daß sich noch mehr Italiener in einer schon stark gemischtsprachigen

Gemeinde ansiedelten. Sie hätte diese Italiener lieber in Tramin oder in einer anderen rein deutschen Gemeinde angesiedelt.

Der Bau konnte innerhalb des Jahres 1961 fertiggestellt werden und die sechs Wohnungen wurden drei deutsch- und drei italienischsprachigen Familien übergeben.



Unterschiedener Text der "Südtirol-EntschlieÙung" aus dem Kurtiniger Gemeinderat

Sechzehn Familien konnte man einen preisgünstigeren Grund geben, damit sie sich ein Häuserl bauen konnten, das Wohnproblem wurde in Kurtinig durch diese Maßnahmen gelöst.

Folgende öffentliche Arbeiten wurden im Jahre 1958 durchgeführt:

Planung und Bau einer neuen Wasserleitung mit einem Kostenaufwand von Lire 14.905.000.-

Planung und Bau einer Kanalisierung mit einer Ausgabe von Lire 2.760.000. Neuanpflanzung von ca. 14 ha Kulturgrund (Lire 5.000.000).-

Ich könnte noch viele kleinere Arbeiten aufzählen, die während meiner Amtszeit durchgeführt wurden.

Man sieht also, daß man, auch ohne einer Partei anzugehören, viel für die Allgemeinheit tun kann.

Am Ende meiner Legislaturperiode konnte ich meinem Nachfolger trotz der vielen durchgeführten Projekte einen Kassastand von Lire 1.500.000.- übergeben. Als ich das Bürgermeisteramt übernommen hatte, waren 2.200.000 Lire in der Gemeindekasse.

Ich muß meinen besten Dank meinen engsten Mitarbeitern und den damals zuständigen Landtags- und Regionalratsabgeordneten aussprechen, denn sie waren immer großzügig.

Eines möchte ich noch hinzufügen: Es gab damals noch keine finanzielle Entschädigung für Bürgermeister und auch keine Sitzungsgelder.

Am Ende meiner Amtszeit suchte ich eine Alternative, eine gesunde Opposition zur SVP.

OBSTPRODUZENTENGENOSSENSCHAFT »KURMARK«

Nach dem Krieg kam es langsam zu einer Veränderung im landwirtschaftlichen Anbau. Der Getreideanbau ging langsam zurück. Es wurde immer mehr Obst angebaut. Es gab zwar bis zum Ende der fünfziger Jahre, bis vor der Aufteilung der Nutzungsgründe noch ziemlich einige Getreide- und Maisäcker. Gegen Ende der sechziger Jahre waren diese jedoch fast gänzlich verschwunden. Auch die Bedeutung der Viehwirtschaft wurde immer geringer, je mehr sich die Obstkulturen ausweiteten. Es gab nicht mehr genug Gras und Heu für die Kühe und viele Bauern pachteten Wiesen im Fleimstal, um sich die nötigen Heuvorräte für den Winter zu sichern.

Die großen Mengen an angebautem Obst erforderten auch ein gut funktionierendes Vermarktungssystem.

Viele Obstproduzenten kamen in Schwierigkeiten. Es gab im ganzen Bezirk keine Obstgenossenschaft, mit Ausnahme der Unifrut in Neumarkt. Daher waren die Bauern voll und ganz den Privathändlern ausgeliefert. Einige dieser Privathändler, so z.B. das Unternehmen Schwarz und Weber, wollten ihre Tätigkeit aufgeben, und diese Tatsache verschlimmerte die Situation.

Ich versuchte deshalb, mit einigen Obstproduzenten aus Margreid und Kurtatsch Verbindung aufzunehmen. Nach mehreren Treffen gelang es auch, einige Leute von der Idee zu überzeugen, gemeinsam eine Genossenschaft zu gründen. Aus Margreid waren es vor allem Johann Goller, Humbert Amort und Erich Kobler; in Kurtinig habe ich mich für diese Idee eingesetzt. Am 16. Februar 1960 wurde in Margreid die Gründungsversammlung abgehalten. Aus Margreid und Kurtinig waren 16 Bauern gekommen. Aus Kurtatsch war noch niemand dabei, weil sich die dortigen Bauern noch nicht geeinigt hatten.

Da ich in dieser Periode im Kurtinig das Bürgermeisteramt bekleidete und vor allem weil ich in Opposition zur SVP stand, kann man sich leicht vorstellen, mit wie vielen Schwierigkeiten die Genossenschaft in Kurtinig zu kämpfen hatte. Wir hatten viele Gegner und es wurde viel Gegenpropaganda gemacht, um die Bauern vom Beitritt abzuhalten.

Es ist kaum vorstellbar, wieviel Zeitaufwand es kostete, beiden Ämtern nachzugehen: dem Bürgermeisteramt und der Arbeit zum Aufbau der Genossenschaft. Eines muß noch besonders betont werden: es gab keinerlei Amtsent-schädigung.

Trotz all dieser Schwierigkeiten und der Hetzkampagne gegen die Genossen-schaft traten aus Kurtinig 15 Mitglieder bei und nach drei Wochen, am 17. März 1960, wurde die ordentliche Vollversammlung einberufen. Diese fand im Gast-hof Zum Hirschen in Margreid statt; sie verlief ganz gut. Es wurde beschlos-sen, das alte Magazin Schwarz und Weber anzukaufen. Ein Endtermin für die Aufnahme neuer Mitglieder wurde festgelegt; mir wurden eine Reihe von Auf-gaben erteilt: Einreichung der Gesuche für zinsgünstige Beiträge bei der Regi-on, Abschluß der Vorverträge für den Ankauf des Magazins, die Aufnahme des Personals und anderes mehr.

Am 20. März 1960 betrug die Anzahl der Mitglieder in allen drei Gemeinden ganze 131 Bauern.

Ein großer Dank muß allen Mitarbeitern ausgesprochen werden; vor allem dem Obmann des Aufsichtsrates Erich Kobler, meinem Vize Humbert Amort und nicht zuletzt dem Büropersonal: Karl Amort (Magazineur), Rita Casal-Valgoi und Hermann Dibiasi. Dank ihrer tatkräftigen Mitarbeit konnte alles glänzend vorangehen.

Das erste Verwaltungsgremium hatte nur die Aufgabe, die Gründungs-phase richtig einzuleiten. Wir beschlossen, am 30. Juli eine weitere Voll-versammlung abzuhalten und einen neuen Vorstand mit 11 Mitgliedern zu wäh-len. Bei diesen Vorstandswahlen wurden aus Kurtinig Oskar Mayr und ich gewählt. Aus Margreid: Humbert Amort, Karl Amort, Otto Schwarz, Giacomo Tonidandel und Robert Weber. Aus Kurtatsch: Hugo Fleck, Anton Orion, Ar-tur Sanin und Ludwig Staudacher. Als Obmann und Geschäftsführer wurde Hugo Fleck bestimmt, zu seinem Vize Robert Weber.

Die Genossenschaft funktionierte sehr gut und machte immer größere Fort-schritte; trotz der großen Spesen konnten an die Mitglieder gute Preise für das Obst ausgezahlt werden.

Gründungsprotokoll

Im Jahre eintausendneunhundert-
 zehnj am sechshundertsten des Monats
 Februar (16.2.1960) in Ubergreid.
 In Anwesenheit der Herren:

- 1) Deutsch Richard,
- 2) Amort Humbert,
- 3) Schwarz Otto,
- 4) Sondandol Giacomo
- 5) Weber Robert
- 6) Goller Johann
- 7) Deutsch Erwin
- 8) Kemmer Ulrich
- 9) Sainu Arthur nach Thomas
- 10) Koller Ulrich
- 11) Mayr Oskar
- 12) Amrother Bernhard
- 13) Kemmer Otto
- 14) Schwarz Franz
- 15) Gasser Ernst

16) Sainu Arthur nach Alfons
 wurde zur Gründung einer neuen
 Obstgenossenschaft geladent.
 Die Benennung der neu gegrün-
 deten Genossenschaft wurde
 einverständlich mit "KURMARK",
 mit Sitz in Ubergreid, festgesetzt.
 Der Vorstand und der Aufsicht-
 rat wurde von den vorgenannten
 Gründungsmitglieder einstimmig
 wie folgt gebildet:

1) Deutsch Richard, Obmann	
2) Amort Humbert, Obmann- Stellvertreter	
3) Schwarz Otto, Vorstandsmitglied	
4) Sondandol Giacomo	--
5) Weber Robert	--
6) Goller Johann	--
7) Deutsch Erwin	--
8) Kemmer Ulrich	--

9) Sainu Arthur nach Thomas Vorstandsmitglied	von allen Anwesenden am 22.30 Uhr unterfertigt.
10) Koller Ulrich, Obmann des Aufsichtsrates	Ulrich Richard Amort Humbert
11) Mayr Oskar Obmann-Stell- vertreter d. Aufsichtsrates	Oskar Mayr Schwarz Otto,
12) Amrother Bernhard Aufsichtsratsmitglied	Erwin
13) Kemmer Otto (idem) brs. mitglied	Sainu Arthur Goller Johann
14) Schwarz Franz, brs. mitglied	Ulrich Richard Amort Humbert

Es wurden einstimmig die Sta-
 tuten der gegründeten Obstge-
 nossenschaft "KURMARK", gen.
 m. b. Haftung, mit einigen
 Abänderungen, gemäß Statuten
 der "ETOG" Tramin, genehmigt.
 Gleichzeitig wurde beschlossen
 die notarielle Gründung sobald
 als möglich vorzunehmen.
 Einstimmig genehmigt und

Aus dem Gründungsprotokoll der Obstproduzentengenossenschaft "Kurmark"

Bis zur Vollversammlung vom 27. September 1964 konnte die Zahl der Mitglieder auf 216 erhöht werden. Der Name Kurmark, so betonte der damalige Obmann, sei ein Zeichen der internen Harmonie, die man sich nie von außen nehmen lassen solle. Der Name der Genossenschaft setzt sich aus den Anfangsbuchstaben der Gemeinden Kurtinig, Margreid, Kurtatsch zusammen. Doch Neid und Zorn vieler Kurtiniger, die ausschließlich wegen meiner Person nicht als Mitglied beitreten wollten, waren besonders groß. Trotzdem versuchten nun viele, aufgrund der guten Ergebnisse, der Genossenschaft beizutreten. Trotz der mir entgegengebrachten Feindseligkeit setzte ich mich als Vorstandsmitglied dafür ein, daß sie in die Genossenschaft aufgenommen wurden. Als Dank für diese Güte und Nachsicht meinerseits wurde ich bei der darauffolgenden Vollversammlung und Neuwahl des Vorstandes abgewählt und mein Platz wurde von einer Person eingenommen, die sich in der Gründungszeit gegen die Genossenschaft eingesetzt hatte.

Diese Vorfälle haben mich aber nicht gekränkt; ich war im Gegenteil froh darüber, nun ein wenig mehr Zeit für mich zu haben; und ich wünsche mir, daß die Genossenschaft auch weiterhin gut funktioniert und weitergedeiht.

FRIEDLICHES ZUSAMMENLEBEN

Nach meinem Ausstieg aus dem Bürgermeisteramt nahm ich Verbindung auf mit Altsenator Dr. Josef Raffener, mit Dr. Tunsel und dann Dr. Egmont Jenny. Mit ihm gelang es, eine Partei zu gründen; die Soziale Fortschrittspartei (SFP). Einige Jahre ging es ganz gut, dann wurde sie leider auch von der großen Macht der Mehrheitspartei zerquetscht.

Der jungen und dynamischen Gruppe der Grün-Alternativen, die sich in der Folge unter der Führung von Alexander Langer bildete, schenke ich nun mein Vertrauen. Sie hat die besten Voraussetzungen, für ein friedliches Zusammenleben aller Menschen in Südtirol einzutreten.

Mir scheint es wichtig, auf einige Aspekte des demokratischen Lebens in Kurtinig einzugehen. Außer den Mitgliedern des jetzigen Gemeinderates gibt es 37 noch lebende Bürger, die einmal im Gemeinderat waren und mit Kraft und Einsatz in der Verwaltung mitgewirkt haben. Es war eine echte, breit gefächerte Demokratie, wo kaum jemand die Möglichkeit hatte, Parteiinteressen und schon gar nicht Privatinteressen zu verfolgen. Wenn dies der Fall war, wurde er gleich entlarvt.

Es wäre wünschenswert, wenn auch in der heutigen Landesleitung und Staatsverwaltung solche demokratische Verhaltensregeln gelten würden.

Ein altes Sprichwort sagt: „Ein neuer Besen kehrt besser.“ Leider ist es aber sehr schwierig, denn es sind zu viele Leute in der Politik tätig und jeder sieht die Demokratie anders. Viele sehen sich selbst und die eigenen Interessen zuerst und dann erst die Belange der anderen.

Da bräuchte man einen sehr starken Besen, einen Besen mit Dornen, der mit einem Schlepper gezogen wird.

Kurtinig ist ein schönes Dorf mitten im Tal, mit viel Wind, aber auch viel Sonne. Im Süden liegt die Salurner Klause, geschützt vom Fennberg und dem Geierberg. Die ersten Sonnenstrahlen der frühen Morgenstunden kommen von der Matrutnerwand.

Es ist ein geschlossenes Nest, das mit Rosen, Nelken, Brennenden Liab und vielen anderen Blumen geschmückt ist. Außenrum wird es von Äpfel- und Rebanlagen umringt.

Die Bewohner haben eine demokratische Einstellung; deshalb weht immer ein neuer Wind. Die Gemeinde ist klein: sie zählt 540 Einwohner.

In der Bevölkerung gibt es eine große Einigkeit und Zusammenarbeit. Dies gilt für alle guten Initiativen und für die Vereine, nur nicht für die Parteien.

Die Gemeinde wird von 15 jungen tüchtigen Gemeinderäten verwaltet, mit einem aktiven und tüchtigen Bürgermeister an der Spitze. Darunter sind nur wenige, die noch an das Osterei glauben; sie werden aber ziemlich ignoriert.

Zu erwähnen ist vielleicht auch, daß in 38 Jahren acht Mal der Bürgermeister gewechselt wurde (jedesmal ein anderer). Ich glaube, daß das wirklich sehr gut ist für die Demokratie.

Zum Abschluß möchte ich noch hinzufügen, daß in der Politik und in den Parteien meiner Meinung nach keiner ein Verlierer oder ein Gewinner ist. Es ist wie das Vergnügen hoch zu Roß zu sein und dann die Enttäuschung tief zu fallen und vielleicht auch bald ganz vergessen zu werden. Ich wünsche mir aber, daß die, die sich für den Frieden und für ein gutes Zusammenleben in unserem Land einsetzen, nicht vergessen werden.

Ich muß sagen, daß ich trotz allem viel Glück und Gottes Segen hatte. Meine Frau hat immer zu mir gehalten, obwohl sie in meiner politisch aktiven Zeit viel mitgemacht hat und von gehässigen Fanatikern oft beschimpft und bedroht worden war.

Wir haben uns mit harter Arbeit eine Existenz aufgebaut und fünf gesunde Kinder großziehen können, auf die ich eigentlich sehr stolz bin und denen ich wünsche, daß sie niemals einen Überlebenskampf wegen Krieg und Hunger bewältigen müssen.

A handwritten signature in cursive script, appearing to read 'A. Hantel'.

ANHANG

oltre i fatti

SÜDTIROLER IM WIDERSTAND

Ein Stück verdrängter Geschichte

Der Widerstand katholischer Jugendgruppen gegen den Nationalsozialismus in Südtirol ist nach dem Krieg rasch in Vergessenheit geraten. Lediglich die Diskussion um den Bozner Jugendführer Mayr-Nusser, der auf dem Weg ins KZ 1945 den Hungertod starb, hat einige Aspekte dieser Opposition ins Licht der Öffentlichkeit gerückt und die Auseinandersetzung mit den Ereignissen dieser Periode angeregt. Ein anderer Jugendführer, Hermann Teutsch aus Kurtinig, ist der Südtiroler Öffentlichkeit weitgehend unbekannt. Ein im Februar 1946 in der "Jugendwacht" veröffentlichter Leitartikel beschreibt seinen Einsatz gegen den Nationalsozialismus. Dann würde er, wie viele andere Südtiroler, die damals Widerstand geleistet hatten, völlig vergessen.

Hermann Teutsch, 1924 in Kurtinig geboren, einem Ort an der Sprachgrenze, ist in einer dörflichen Umwelt aufgewachsen, in der das Deutschstum, das "volksdeutsch" ausgerichtete Denken, einen besonderen Stellenwert hatte. Einmal war es die Tatsache, an der Sprachgrenze zu liegen, die dazu beitrug, sich als besondere Verteidiger des Deutschstums zu fühlen, dazu kam die Italianisierungspolitik des Faschismus, die in diesem Unterlander Dorf sicherlich stärker zum Ausdruck kam als in anderen Tälern Südtirols.

Dementsprechend hoch waren auch die Erwartungen an den Nationalsozialismus, von dem man sich eine Erlösung erhoffte, ein "großdeutsches" Reich bis Kurtinig, dem "südlichsten Zipfel" Südtirols an der rechten Etschseite. Wie alle anderen Jugendlichen im Dorf, war auch Hermann Teutsch eifriger Verfechter dieser "großdeutschen" Ideen, sowohl im Orte selbst, als auch in Bozen, wohin er als Elfjähriger kam, um das Franziskanergymnasium zu besuchen. Die Schule mit italienischem Zwangsunterricht – lediglich der Religionsunterricht wurde in deutscher Sprache gehalten – war sicherlich nicht angetan, die Ideologien abzubauen, im Gegenteil. So geriet Hermann immer stärker ins Fahrwasser des VKS (Völkischer Kampfring Südtirols) und betätigte sich als Agitator für die Option und für die nationalsozialistische Idee, von der er allerdings, wie viele andere Südtiroler, keine klaren Vorstellungen hatte. In den Sommerferien arbeitete er als Bürohilfe bei der ADO (Amt für deutsche Optanten), schrieb im Auftrag des Amtsleiters Dr. Strobel Briefe an die Eltern der Studenten, die im Herbst 1940 nach Deutschland und Österreich kamen, um dort die Schule zu besuchen. Diese Briefe versicherten den besorgten Eltern, daß ihre Kinder auch in diesen Schulen die Möglichkeit hätten, die Sonntagsmesse zu besuchen. Eine Kopie dieses Schreibens nahm sich

Hermann heimlich mit, denn auch er kam in diesem Herbst in eine österreichische Schule, ins Schülerheim "M. Gaismair" nach Schwaz. In dieser von Nationalsozialisten geleiteten Schule wurden die Südtiroler Studenten erstmals wissenschaftlich und konkret mit der NS-Ideologie und -Philosophie konfrontiert, mit den Rassengesetzen, mit der Religionsfeindlichkeit. Alle Schüler kamen in die Hitler-Jugend, erhielten die Uniform und das Verbot, die Sonntagsmesse zu besuchen. Zwar gelang es anfangs noch unter Verweis auf das Schreiben der ADO, einige Zugeständnisse zu erreichen, doch die Situation verschärfte sich zusehends.

Für Hermann Teutsch brach eine Welt zusammen; alle Hoffnungen, die er in die Befreiung durch den Nationalsozialismus gesteckt hatte, waren mit einem Male zunichte gemacht. Hermann weinte – wie sein Freund und Zimmergenosse später berichtete – eine ganze Nacht lang, dann war sein neuer Entschluß gereift: diese Nazi-Ideologie war unvereinbar mit den christlichen Grundsätzen, die er sich zu eigen gemacht hatte, und mußte deshalb bekämpft werden. In den darauffolgenden Monaten bemühte sich Hermann um den Aufbau einer studentischen Untergrundbewegung, vor allem unter den Südtiroler Studenten. Gegen Ende des Schuljahres bestand eine neue Gruppe aus rund zehn Studenten, die sich regelmäßig trafen, Messen besuchten und andere religiöse Tätigkeit entfalteten. Der Widerstand dieser Schüler lag weniger in einer eigentlichen politischen Initiative, wofür diesen Sechzehn-Siebzehn-Jährigen die nötige Vorbereitung und Schulung fehlte, als vielmehr in einer militanten Verteidigung christlicher Weltanschauung gegen die Nazi-Ideologien. Wobei in dieser Phase sicherlich auch eine jugendliche Rebellion gegen den starren Autoritarismus, verbunden mit einer jugendromantischen Vorstellung des Widerstands eine bestimmte Rolle gespielt haben dürfte.

Während der Sommerferien in Südtirol nahm Hermann Teutsch Kontakte zum Geistlichen Josef Ferrari auf (nach dem

AN EUCH!

Im Bewußtsein, daß ich einen Weg vor mir habe, den ich vielleicht nicht mehr wiederkommen kann, hinterlasse ich Euch allen in der Heimat einen Brief, der Euch den Sinn meines Lebens klar machen soll und Euch ein Trost sei im Falle meines Todes.

Als erstes wisset, daß ich mein junges Leben d e m Herrn geschrieben habe, in dessen Händen allein das Schicksal des Einzelnen und das Schicksal jedes Volkes liegt. ER ist mein Gott, ER hat mich stark gemacht und schenkte mir die innere Befriedigung, die mir über jedes Hindernis hinweghilft und die ich mir von niemandem mehr rauben lasse. IHM in voller Bereitschaft zu dienen, ist meine erste Pflicht, – IHN zu kunden, zu meiner vornehmlichsten Aufgabe geworden. So stehe ich mit diesem festen Glauben in den Reihen der Theologen!
Als zweites sollt ihr wissen, daß ich meine deutsche Heimat, das

Vaterland und das deutsche Volk tief im Herzen trage. Daß dieses unser Deutschland, selbst in den heutigen Tagen furchtbarer äußerer Not, innerlich nicht zerschlagen werde, dafür will ich beten und kämpfen, so wie es die Pflicht jedes deutschen Christen ist.

In dieser Liebe zu Deutschland trete ich den Weg an, der mich zu den ärmsten aber tapfersten Söhnen unseres Volkes führt. Dort will ich als Offizier und guter Kamerad mit ihnen alle harten und frohen Stunden teilen. Sollte man mich auf fremdem Boden zur letzten Ruhe betten, dann seid eingedenk, daß es der Wille des Herrn war, der mich durch den Tod in Sein Reich einführen wird.

Darum:
Seid nicht traurig!
Liebe Mutter, Dir zoll ich meinen größten Dank für Deine Mühen und Sorgen, denke daran, daß wir uns einmal wiederssehen werden und weine nicht um Deines Soh-

Hintergründe

Kriege der erste Schulamtsleiter in Südtirol), mit dem die nächsten Initiativen besprochen wurden. Nach diesen Gesprächen begann der eigentliche Aufbau der Jugendorganisation im Sommer 1941. Auf dem Fahrrad radelte Hermann durch Südtirol, um Jugendliche und Studenten für die Mitarbeit in der Gruppe zu bewegen. Im Herbst, zu Beginn des neuen Schuljahres, gehörten schon rund 40 Jugendliche der Organisation an. Ein Erfolg, der neue Probleme mit sich brachte, zumal es schwierig wurde, sich trotz Gestapo-Kontrolle weiterhin zu treffen. Trotz dieser Risiken wurden die religiösen Treffen fortgesetzt; die Schüler trafen sich manchmal in einem alten ausgedienten Bergwerksstollen in der Nähe der Stadt; als das nicht mehr möglich war, organisierte Hermann die "fliegenden" Kurse. Der Geistliche, der die Gruppe betreute, mußte einfach als Sportler verkleidet auf seinem Fahrrad mit diesen jungen Studenten durchs Land fahren und überall dort, wo einige Studenten sich befanden, Rast machen und Vorträge halten. In dieser Periode traf sich die Gruppe auch häufig mit dem Bozner Diözesan-Jugendführer Mayr-Nusser. Wurde bis 1941 diese katholische Untergrundtätigkeit innerhalb der Schule nicht in aller Schärfe geahndet, weil man negative Auswirkungen auf die Südtiroler Bevölkerung vor allem in Hinblick auf die Option-Durchführung vermeiden wollte, so war nach diesem

Zeitpunkt die Gestapo der Gruppe recht hartnäckig auf den Fersen. Allerdings gelang es ihr nicht, die beteiligten Studenten während dieser Treffen aufzustoßern. Für Hermann Teutsch hätte das sicherlich die Einlieferung ins Dachauer KZ zur Folge gehabt.

1942 wurde er dann zusammen mit den meisten anderen Mitgliedern dieser Studentenorganisation zur Wehrmacht einberufen. Damit wurde vorerst der Untergrundtätigkeit in Schwaz ein Ende gesetzt, ebenso dem Wunsche Hermanns, das Theologiestudium, zu dem er sich entschlossen hatte, zu beginnen. Die Einberufung in die Wehrmacht wurde von diesen Jugendlichen akzeptiert, denn diese verkörperte in deren Augen immer noch das "andere" Deutschland, bedeutete also noch keine Identifikation mit dem Nationalsozialismus. Die Widersprüchlichkeit dieses Verhaltens ist den (wenigen) Überlebenden erst viel später bewußt geworden. Den Einsatz in der SS hätten die Mitglieder der Organisation nicht akzeptiert, denn dies wäre mit ihrer katholischen Militanz nicht vereinbar gewesen. So ist diesen Jugendlichen das Schicksal Mayr-Nussers erspart geblieben, der wegen seiner Weigerung, den SS-Eid auf den Führer zu leisten, umgebracht wurde. Der Kriegseinsatz unterbrach auch die Aufbaubarbeit dieser Jugendgruppe in Südtirol. Während seiner Fronturlauben führte Hermann Teutsch seine Aktivität fort. Zusammen mit Karl Ferrari (1943

HERMANN TEUTSCH ANTINAZISTA CATTOLICO

Tra le pagine dimenticate di storia della resistenza Sudtirolese, Arno Teutsch inserisce "affettuosamente" la figura di suo zio Hermann, giovane cattolico cresciuto a Cortina all'Adige, sotto il fascino mitico di una "grande Germania" argine alla violenza fascista.

Frequentando una scuola di optanti in Austria si scontra però presto con la brutalità dell'ideologia nazional-socialista e subisce una crisi profonda.

Aproffitta dei periodi di ritorno in paese per diventare attivo organizzatore di gruppi giovanili cattolici anti-nazisti. Con molti dei suoi amici viene però costretto ad arruolarsi nella Wehrmacht che, a differenza delle SS, non considera scelta contraria alle sue idee religiose. Evita così l'internamento che invece subisce il suo coetaneo, più noto Mayr Nusser. Ma la guerra non lo risparmia perché muore durante la ritirata il 27 aprile 1945.

ins Innsbrucker Gefängnis einbrachte und dann stadtvewiesen) schmiedete er Pläne, um die Jugendbetreuung zu intensivieren.

Doch er selbst konnte dazu keinen Beitrag mehr leisten. Er starb – ein Hohn des Schicksals – gerade an seinem 21. Geburtstag, wenige Tage vor Kriegsende (am 27. April), an der Rückzugslinie der Wehrmachtstruppen in Niederösterreich. An und für sich hatte er für diesen Tag einen Sonderurlaub erhalten, war aber dann für einen anderen Soldaten (Vater mehrerer Kinder) eingesprungen.

Im Testament, das er wenige Wochen zuvor, wohl in Vorahnung seines bevorstehenden Todes, beim Dorfpfarrer hinterlegt hatte, faßte er noch einmal seine Ideale zusammen, die ihn dazu geführt hatten, sich aktiv gegen den Nationalsozialismus zu stellen.

Unabhängig davon, wie man nun die durch katholische Ideologie geprägte Aktivität dieses jungen Kurtinigers bewertet, eines ist daran sicherlich beachtenswert, nämlich die Fähigkeit, umzudenken und gegen den Strom zu schwimmen; die Fähigkeit, aufgrund der Erfahrung der NS-Ideologie und Praxis den Mut zu entwickeln, radikal mit diesem Gedankengut zu brechen, auch wenn dadurch eine Reihe von Erwartungen bezüglich einer "nationalen" Befreiung Südtirols durch Deutschland zerrinnen mußten.

Arno Teutsch

nes willen!
Du, guter Vater, hab auch Dank für Deine mühevollen Arbeit und vergiß nicht, daß Deine Einsatzfreude für das Gute und Edle mir immer ein Vorbild war!
Ihr Brüder und Schwestern, Verwandte und Bekannte bewahret in Euch den Glauben für den ich gekämpft habe. Es geht um unser Volk und um den Herrgott in unserem Volke, den Ihr Euch wahren könnt in unumstößlicher Treue zu IHM und in brüderlichem Zusammenstehen untereinander. Wenn Ihr im Gedenken an unsere Gefallenen vor Gott die Hände faltet denkt bitte auch an mich!

Wie immer es kommen mag, es lebe C h r i s t u s im neuen Deutschland!

Euer Hermann

Das Testament Hermann Teutsch's, gerichtet an die Eltern und Geschwister.

